

FRANK GOOSEN

Pink Moon

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Das Buch

»Auf dem Bild sehen Sie so aus, als würden Sie gleich eine der Flaschen nehmen und an die Wand werfen«, hatte Evelyn gesagt, als sie Abzüge ihrer Fotos präsentierte, die sie am Tag zuvor im PINK MOON gemacht hatte: Felix alleine, Felix zusammen mit Walter, seinem Schulfreund und Geschäftsführer, die Bar, die grobkörnigen Fotos von Nick Drake, Tim Buckley und Gram Parsons im Hintergrund, das PINK MOON in der Totalen. Im Übrigen fand Felix nicht, dass er aggressiv wirkte. Oder unglücklich. Probleme hatten doch nur die anderen. Wie sein ebenso geheimnisvoller wie zutraulicher Nachbar Renz. Oder sein Tennispartner Wöhler. Und vor allem seine Mutter, die Zeit ihres Lebens ihrer großen Liebe nachgetrauert hatte, seinem Vater, dem Helden und großartigen Tänzer, der kurz nach seiner Geburt für immer verschwand. Die ihre große Sehnsucht mit unglücklichen Affären stillte. Und die ihm ein Restaurant geschenkt hatte, das ihn nicht brauchte. So genießt Felix ein Leben als stiller Teilhaber – bis er eines Tages an einer Straßenecke einem Mann gegenübersteht, von dem er weiß, dass es sein vor Jahren verstorbener, unbekannter Vater ist ...

Lakonisch und mit großer Souveränität erzählt Frank Goosen die Geschichte von Menschen, die auf der Suche nach den kleinen und großen Geheimnissen ihrer Vergangenheit sind. Und die finden, was sie nie verloren glaubten.

Der Autor

Frank Goosen, geboren 1966, hat sich Ruhm und Ehre als eine Hälfte des Kabarett-Duos Tresenlesen erworben. Sein Durchbruch war *Liegen lernen*, der lange auf der Spiegel-Bestsellerliste war und erfolgreich verfilmt wurde. *Pokorny lacht* war sein zweiter Roman. 2003 erhielt Frank Goosen den Literaturpreis Ruhrgebiet. Im Heyne Verlag erschien auch seine Erzählammlung *Mein Ich und sein Leben* sowie die von ihm herausgegebene Fußball-Anthologie *Fritz Walter, Kaiser Franz und Wir*.

Lieferbare Titel

Fritz Walter, Kaiser Franz und wir – Unsere Weltmeisterschaften
– *Mein Ich und sein Leben* – *Pokorny lacht* – *Liegen lernen*

Pink Moon

(2:00)

Nick Drake, piano

I saw it written and I saw it say

Pink Moon is on its way

And none of you stand so tall

Pink moon gonna get you all

It's a pink moon

It's a pink, pink, pink, pink, pink moon.

Nick Drake, Pink Moon

1 Ich sah meinen Vater erstmals neunzehn Jahre nach seinem Tod. Ich erkannte ihn gleich wieder, auch wenn er mehr als dreißig Jahre älter war als auf dem einzigen Foto, das meine Mutter von ihm aufbewahrt hatte: ein gutaussehender, glatt rasierter Miltzwanziger mit Fassonschnitt in einer Prager Seitenstraße, während hinter ihm der Frühling durch die Straßen floh.

Auch jetzt noch sah er gut aus mit seinem kurzen, grauen Haar, der hellen Hose, dem dunklen Jackett und dem gestreiften Hemd, an dem die obersten drei Knöpfe offen standen. Seine Brust war glatt und unbehaart, die Haut hatte den attraktiven Teint natürlicher Bräune, und seine Augen waren von jenem klaren Blau, das meine Mutter um den Verstand gebracht hatte. Sie hat mir nicht viel über ihn erzählt, aber wenn sie es doch tat, endete sie so: »Seine blauen Augen haben mich um den Verstand gebracht. Er war ein Held und toller Tänzer!« Keiner von den Vätern, die sie zwischendurch an mir ausprobierte, erfüllte diese Kriterien.

Mein Vater stand an einer Straßenecke und stritt sich mit einer Frau. Ich drückte mich in einen Hauseingang und sah zu den beiden hinüber. Die Frau rauchte und kaute an den Fingernägeln. Mein Vater redete auf sie ein und machte beruhigende Handbewegungen: so, als wolle er etwas zu Boden drücken. Die Frau schüttelte den Kopf.

Bestimmt eine Viertelstunde betrachtete ich die beiden und fragte mich, wie lange sie da schon standen. Als die Frau sich mit dem Handballen durch die Augen fuhr, wusste ich, dass sie weinte. Mein Vater berührte sie an der Schul-

ter, aber sie schüttelte ihn ab. Er machte einen Schritt zur Seite und wollte an ihr vorbeigehen, sie stellte sich ihm in den Weg. Das ging ein paar Mal hin und her. Dann sagte mein Vater etwas und ließ sie stehen.

Er kam auf mich zu. Ohne nachzudenken, drückte ich auf die zweite Klingel von oben. Der Summer ertönte, und ich trat in den Hausflur. Durch die Rauglasscheibe sah ich einen Schatten vorbeigehen. Ich zählte bis zehn und folgte ihm.

Mein Vater ging Richtung Innenstadt. Ich wechselte ein paar Mal die Straßenseite, ließ mich zurückfallen und holte wieder auf, wenn er um eine Ecke bog. In der Fußgängerzone war es etwas schwieriger, ihm zu folgen. Samstagmittag, die Stadt war voll. Ich zog meine Jacke aus und hielt sie in der Hand. Es war Anfang September, noch immer mehr als zwanzig Grad und blauer Himmel. Bevor in ein oder zwei Wochen unwiderruflich der Herbst kam, wollten die Leute noch ein paar Mal ihre kurzen Röcke, die knappen T-Shirts und die offenen Schuhe und Sandalen ausführen. Sie saßen vor den Eisdielen und den Szene-Cafés, löffelten bunte Becher und betrachteten glücklich kühle Getränke in beschlagenen Gläsern, an denen Wassertropfen herabperlten. Kinder pusteten durch ihre Strohhalm Luft in Apfelschorlen, und ihre Eltern hatten die Welt im Griff, weil sie Sonnenbrillen trugen und niemand ihnen in die Augen sehen konnte.

Mein Vater blieb vor einem chinesischen Restaurant stehen und warf einen Blick auf die Speisekarte, die in einem roten, von einem kleinen Pagodendach gekrönten Schaukasten hing. Er sah durch eines der Fenster und ging weiter.

Als wir zum Bahnhof kamen, fürchtete ich, er würde einen Zug nehmen, aber er ging durch die Halle hindurch,

nahm den Südausgang und wandte sich nach rechts. An der Ausfallstraße, die zur Universität hinausführte, lag das *Kelo*, eine auf drei versetzten Ebenen angeordnete Mischung aus Café, Restaurant und Bar mit Backsteinwänden und Tischen aus Tropenholz, benannt nach einer Nummer von Miles Davis. Ich mochte keinen Jazz. Mein Vater ging hinein, und ich wartete ein paar Minuten, bevor ich ihm folgte.

Caroline saß auf der Empore, zu der links vom Tresen eine kleine Treppe hinaufführte. Mein Vater hatte auf der rechten Seite am Fenster Platz genommen. Ich nickte Caroline zu und setzte mich auf einen Barhocker. Im Spiegel hinter dem Tresen konnte ich trotz der davor aufgereihten Spirituosen meinen Vater beobachten. Ein junger Mann ganz in Schwarz, mit knöchellanger weißer Schürze und dunklen Haaren voller Gel, sah mich fragend an, und ich bestellte einen Kaffee. Es dauerte nur ein paar Minuten, bis Caroline von der Empore kam und sich neben mich setzte. Ihr Haar und ihre cremefarbene Bluse rochen nach kaltem Rauch, ihre Augen waren gerötet und ihr Gesicht ein wenig aufgeschwemmt. Es schien eine lange Nacht gewesen zu sein. Als ich sie darauf ansprach, schüttelte sie den Kopf. Ich fragte sie, ob das eine neue Bluse sei, was sie noch mehr verärgerte.

»Das ist keine nette Frage«, sagte sie. Ihrer Stimme war die letzte Nacht noch anzuhören. »Es ist die gleiche Bluse wie gestern. Ich hatte noch keine Gelegenheit, die Sachen zu wechseln. Sie ist zerknittert und riecht nach mir anstatt wie üblich nach teurem Parfüm und Reinigung. Deine Bemerkung war also nicht besonders charmant.«

Ungefähr so war seinerzeit der Irrtum unserer Annäherung verlaufen. Äußere Reize, gemeinsame berufliche Interessen und funktionierender Small Talk hatten eine Dynamik in

Gang gesetzt, die ein gemeinsames Essen und einen Kuss vor ihrer Haustür nach sich gezogen hatte. Doch schon beim zweiten Treffen waren viele Scherze ins Leere gegangen, und wir hatten beide nur gelacht, um nicht unhöflich zu sein.

Mein Vater studierte die Speisekarte. Ein anderer junger Mann, der genauso aussah wie der hinter dem Tresen, baute sich breitbeinig neben ihm auf und ließ einen Bleistift zwischen Zeige- und Ringfinger der rechten Hand in schneller Folge auf und ab wippen, so dass er immer wieder gegen einen Block in seiner Linken stieß. Mein Vater ließ sich Zeit, bestellte dann, ohne den Kellner anzusehen, und gab ihm die Karte zurück.

Caroline zupfte sich die Bluse zurecht. Der Mann hinter dem Tresen stellte ihr einen Milchkaffee hin, in dem ein langstieliger Löffel und ein Strohhalme steckten. Ich umfasste meine Kaffeetasse am oberen Rand, weil meine Finger nicht durch den Henkel passten. Caroline lachte, aber ich wusste nicht worüber. Sie legte mir eine Hand auf den Unterarm, und ich lächelte sie an.

Nur drei oder vier Tische waren besetzt. An einem saß eine Familie mit drei Kindern. Der Vater hatte etwas mit Fleisch und gerösteten Kartoffelecken vor sich stehen, die Mutter einen Salat und die Kinder Nudeln oder Pommes frites. Der Vater schob sich große Stücke Fleisch in den Mund, die Mutter richtete den Kindern die Servietten, hob Essen auf, das auf den Boden gefallen war, und wischte mit einem mitgebrachten Waschlappen Speisereste aus Mundwinkeln.

Mein Vater stand auf, ging zu dem Kleiderständer bei den Toiletten, nahm sich eine Tageszeitung, die dort in einem Holzhalter hing, und ging zurück zu seinem Tisch. Er holte ein schwarzes Etui aus der Innentasche seines Jacketts, setzte eine Lesebrille auf und nahm sich die Zeitung vor.

Caroline erzählte, wie sie die letzte Nacht verbracht hatte. Ich lächelte und bestellte noch einen Kaffee, obwohl die erste Tasse noch nicht ganz leer war.

Vier Männer in Anzügen kamen herein und gingen zu den beiden geknöpften Chesterfield-Sofas auf der rechten Empore, ließen sich nieder, legten ihre Arme auf die Lehnen und holten fast gleichzeitig die Spitzen ihrer Krawatten zwischen Bauch und Gürtelschnalle hervor. Einer winkte dem Kellner zu, der schon meinen Vater bediente. Der junge Mann nahm die Bestellungen entgegen, kam an den Tresen und schob dem Dunkelhaarigen dahinter einen Zettel zu. Der fing an, Bier zu zapfen.

Der Laden füllte sich langsam. Lauter Menschen mit Einkaufstüten kamen herein, suchten sich Plätze, redeten und lachten. Aus einem Hinterzimmer kamen zwei weitere Kellner, die genauso aussahen wie die anderen.

Mein Vater bekam sein Essen. Fisch. Er sagte etwas zu dem Kellner und bekam gleich darauf ein Glas Weißwein. Beim Essen führte er die Gabel zum Mund, ohne ihr entgegenzukommen.

Caroline legte mir wieder die Hand auf den Arm und erzählte etwas von einem Brauerei-Jubiläum. Ich erinnerte mich an eine Einladung, die kürzlich in meinem Briefkasten gelegen hatte, und sagte, ich würde es mir überlegen. Caroline ging in die Küche, kam kurz darauf mit einer kleinen Vorspeisenplatte zurück und bot mir an mitzuessen. Ich sagte, ich hätte noch nicht einmal gefrühstückt. Sie hob kurz die Schultern und aß allein.

Die vier Männer in Anzügen tranken Bier und lachten lauter als alle anderen. Die übrigen Gespräche bildeten einen durchgehenden Geräuschteppich.

Mein Vater war mit dem Essen fertig, schob den Teller

von sich weg, griff wieder nach der Zeitung und setzte die Brille, die während des Essens über seiner Stirn gehockt hatte, wieder auf die Nase. Er stieß leicht auf. Der Kellner räumte den Teller ab und sagte etwas. Mein Vater nickte und tätschelte sich den Bauch.

Draußen war es hell und sonnig. Das *Kelo* hatte keinen Freisitz. Der wäre auch nicht sonderlich attraktiv gewesen, so dicht an der Straße. Die Leute, die vorbeingingen, schauten hinein und trugen ihre Einkaufstaschen weiter.

Caroline tupfte mit einem Stück Brot das restliche Öl auf, das von all den eingelegten Sachen übrig geblieben war, schob es sich in den Mund wischte sich die Hände an ihrem Rock ab. Sie brachte den leeren Teller in die Küche zurück. Ich wünschte mir, sie würde da bleiben, aber ich hatte Pech. Sie stützte ihren Ellenbogen auf den Tresen, legte ihren Kopf in die Handfläche und sah mich an, sagte aber nichts. Ich bemühte mich wieder um ein Lächeln, und sie knuffte mich mit der Faust in die Seite. Wir hätten gut befreundet sein können, wenn wir uns nicht eingebildet hätten, da könnte mehr sein. Jetzt gelang es uns nicht, ungezwungen miteinander umzugehen, wobei ich den Eindruck hatte, dass es ihr schwerer fiel als mir. Ich mochte sie, und ein bisschen bewunderte ich sie auch. Sie hatte diesen Laden hier aus dem Nichts nach oben gebracht, mit vollem Risiko, bis über beide Ohren verschuldet. Sie hatte keinen Geschäftsführer, der sie entlastete. Anfangs hatte sie nicht das Geld gehabt, um einen zu bezahlen, und inzwischen hatte sie sich daran gewöhnt, alles selbst zu erledigen. Wahrscheinlich hatte es deshalb zwischen uns nicht funktioniert: Als Geschäftsmann musste ich ihr oberflächlich vorkommen.

Der Kellner brachte meinem Vater einen Espresso und hielt ihm eine geöffnete Kiste hin. Mein Vater nahm eine

Zigarre heraus, drehte sie in der Hand, zog sie sich unter der Nase durch, nickte und ließ sich Feuer geben. Wahrscheinlich war er kein regelmäßiger Raucher, sonst hätte er ein eigenes Feuerzeug gehabt. Er sah aus, als hätte er etwas zu feiern. Vielleicht hatte es mit der Frau zu tun, mit der er sich vorhin gestritten hatte.

Der Vater der Familie mit den drei Kindern hielt eine Hand in die Höhe. Der Kellner kam gleich zu ihm und legte die Rechnung auf den Tisch. Der Vater holte sein Portemonnaie aus der Gesäßtasche seiner hellen Baumwolljeans, während er versuchte, bei geschlossenem Mund mit der Zunge Essensreste aus den Zahnzwischenräumen zu entfernen. Die Mutter zog den Kindern gegen deren deutlichen Widerstand Jacken an, obwohl es draußen dafür viel zu warm war. Schließlich verließen sie das Lokal dicht hintereinander hergehend.

Caroline fragte mich, ob ich müde sei. Ich nickte, mit den Gedanken woanders.

Auch mein Vater verlangte nun nach der Rechnung. Ich fragte Caroline, was sie für den Kaffee bekomme, sie aber sagte nur, Ich bitte dich. Ich bedankte mich und rutschte von meinem Barhocker. Kurz sah es so aus, als wolle sie mich auf die Wange küssen, aber da hatte ich mich wohl getäuscht.

Ich war als Erster draußen und wartete auf der anderen Straßenseite. Er ging den gleichen Weg zurück und machte beim Gehen kleine gymnastische Übungen, drehte die Schultern nach hinten, warf den Kopf hin und her und streckte sich.

Ich malte mir aus, was passieren würde, wenn ich ihn ansprach, und fragte mich, wann der Zeitpunkt günstig wäre. Im *Kelo* hatte ich mich bemüht, meine Erwartungen zu

dämpfen, ihn nicht mit den Augen meiner Mutter als verliebte Fünfundzwanzigjährige zu sehen. Was ihn anging, war sie nie älter geworden, auch wenn sie ab der Zeit mit Bludau nie wieder über Otto Simanek, den Helden und großartigen Tänzer, geredet hatte, bis sie mir dann erzählte, er sei gestorben. Früher, als Kind, wenn ich unter dem Küchentisch hockte, an dem meine Mutter mit meinen diversen Ersatzvätern redete und lachte und trank, stellte ich mir meinen richtigen Vater vor: wie er eines Tages in der Tür stehen und die anderen Kerle aus der Wohnung werfen und meiner Mutter beibringen würde, wie eine ordentliche Familie auszusehen hatte, so wie es bei anderen Kindern auch war. Da stand der Vater jeden Abend in der Tür und machte klar, dass er der Vater war, er allein und niemand anders, denn ihr sollt keinen anderen Vater haben neben mir.

Ich rechnete nicht damit, ihn während meiner Beschattung zu verlieren. Als er das Parkhaus betrat, war ich zu sehr damit beschäftigt, was ich ihm sagen wollte, wenn wir uns gegenüberstanden. Ich beobachtete ihn von weitem, wie er am Kassenautomaten bezahlte, und dachte mir nichts dabei. Als er einen Fahrstuhl betrat und die Türen sich schlossen, hastete ich zur Treppe und lief, immer zwei Stufen gleichzeitig, nach oben, aber wo würde der Aufzug anhalten? Das Parkhaus hatte fünf oder sechs Stockwerke. Ich dachte, wenn sein Auto im ersten oder zweiten stand, hätte er nicht den Fahrstuhl genommen. Also rannte ich bis zum dritten, stürmte durch die graue, von Filzstift-Graffiti übersäte Brandschutztür und blickte keuchend zur Leuchtanzeige über dem Fahrstuhl. Das Ding war schon im vierten Stock. Ich zögerte einen Moment, und schon leuchtete die Fünf auf. Ich dachte nach. Dann rannte ich wieder nach un-

ten. Die Ausfahrt lag in einer kleinen Seitenstraße. Ich sah mich nach einem Taxi um, fand aber keins.

Er fuhr einen dunklen Opel. Ich erkannte ihn, als er die Scheibe herunterließ, um die Karte in den Automaten zu schieben. Er blinkte links und fuhr langsam Richtung Hauptstraße. Ich folgte dem Wagen bis zur Ecke und sah mich wieder nach einem Taxi um, hatte aber kein Glück. Ich blickte dem Wagen meines Vaters nach, wie er erst nach rechts und an der nächsten großen Kreuzung nach links abbog und verschwand.

Ich stützte meine Hände auf die Knie und atmete tief durch. Ich hatte meinen Vater zum zweiten Mal verloren.

Ich betrat das nächste McDonald's, schloss mich dort auf der Toilette ein und legte meine Stirn gegen die Kacheln, bis ich mich beruhigt hatte. Dann ordnete ich meine Kleidung und verließ die Kabine wieder, hängte meine Jacke an die Tür, wusch mir am Waschbecken Gesicht und Hände und fuhr mir mit den Fingern durchs Haar. Ich erkannte seine Gesichtszüge in meinen. Die kräftige, leicht gebogene, etwas zu breite Nase, die dunklen Augen, den niedrigen Ansatz der Haare (seine schon edel ergraut, meine noch dunkel wie nasse Baumrinde), und vor allem die geschwungenen Linien, die von der Nase um den Mundwinkel herumliefen und dann im Kinnbereich verschwanden.

Ich kaufte noch ein paar Sachen ein und ging zu meinem Wagen. Ich machte einen kleinen Umweg und fuhr durch die Straße, in der ich meinen Vater und die Frau gesehen hatte. Ich stieg sogar aus und suchte nach Spuren. Hätte er geraucht und eine Kippe weggeworfen, hätte ich sie aufsammeln und mitnehmen können. An dem Filterstück wäre sein Speichel gewesen, und ich hätte damit seine DNA sichern können.

Als ich in meine Straße einbog, sah ich Renz, meinen wahnsinnigen Nachbarn, vor der Haustür stehen. Er hielt ein Tau, in das in unregelmäßigen Abständen Knoten geknüpft waren, in seiner rechten Faust.

Ich wunderte mich bei Renz über nichts mehr. Vor ein paar Wochen, als ich aus dem *Moon* gekommen war, zufrieden, aber mit schmerzenden Füßen und vor Müdigkeit brennenden Augen, hatte er zitternd, mit angezogenen Knien und kaltschweißiger Stirn auf dem Treppenabsatz zwischen dem ersten und zweiten Stock gesessen. Seine Augen waren aufgerissen, und von seiner hängenden Unterlippe hangelte sich ein Speichelfaden auf seine verwaschene, ausgebeulte Jeans. Ich sprach ihn an, fasste ihn an der Schulter, aber er reagierte nicht. Eine halbe Stunde versuchte ich erfolglos, zu ihm durchzudringen, dann wählte ich den Notruf. Kurz bevor die Polizei und der Notarzt erschienen, löste Renz sich aus seiner Starre, stand auf, sah mich kurz an und stieg die Treppe nach oben zu seiner Wohnung. Ich rief ihm nach, ob alles in Ordnung sei, hörte aber nur noch das Zuschlagen der Tür. Zehn Minuten später erklärte ich den Polizeibeamten und den Sanitätern, wie ich Renz auf der Treppe vorgefunden hatte, und sie gingen nach oben, um mit ihm zu reden, meinten aber hinterher, da sei nichts zu machen, der Mann habe klar und deutlich gesagt, dass es ihm gut gehe und ich die Situation missverstanden hätte.

Ein paar Tage später kam er in den Keller, als ich gerade Wäsche in meine Maschine stopfte, und überreichte mir ein Päckchen, das er für mich angenommen hatte. Seine Stimme war leise, fast ein Flüstern. Er verneigte sich wie ein Japaner und verschwand. Auf dem Päckchen stand nur mein Name, keine Adresse und kein Absender. Als ich es öffnete, fand ich darin ein paar verwelkte Blätter.

Dann bemerkte ich ihn eines Tages, wie er im Regen vor dem Haus stand und zu meinem Fenster hochsah. Er hob die Hand wie zum Gruß und ging davon. Von da an fühlte ich mich beobachtet, machte mir aber keine Sorgen. Ich mochte ihn. Er war so deplatziert, überall. Ich konnte mir keinen Ort vorstellen, an den er wirklich gepasst hätte, an dem man hätte sagen können: Das ist Renz-Land, hier gehört er hin.

Heute hing ihm das Hemd aus dem Hosenbund und er trug Sandalen ohne Socken. Seine Zehennägel hatten schon länger keine Schere gespürt. Sein schwarzes Haar hatte er zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Ich halte ein Tau in der Hand!«, verkündete er.

»Jeder braucht ein Hobby«, sagte ich.

»Darf ich einen Augenblick mit zu Ihnen hinaufkommen?«, fragte er.

Ich zuckte mit den Schultern. Er machte mir Platz, ich schloss die Tür auf, hob sie an, um sie über den Buckel am Boden zu schieben, und ging die Treppe hoch. Renz ließ das Tau fallen und folgte mir.

In meiner Wohnung ging er direkt ins Wohnzimmer, als kenne er sich hier aus, und ließ sich auf das Sofa fallen. Ich setzte mich in den Sessel. Ein paar Sekunden war es still zwischen uns, dann sagte Renz, ich sei ein netter Mensch. Ich sagte, das wisse ich. Er lachte, als hätte ich einen wirklich guten Witz gemacht. Dann meinte er, er habe sich noch gar nicht bedankt. Ich fragte ihn, wofür. Er dachte nach und meinte, wegen der Nacht, als er auf der Treppe gesessen habe. Ich sagte, das sei schon in Ordnung, wir hätten alle manchmal solche Tage.

»Nächte«, verbesserte er mich.

»Nächte«, sagte ich. »Entschuldigung.«

»Schon gut. Die Nächte sind schlimmer als die Tage.«

Ich hatte den Eindruck, er wollte, dass ich nachhakte, dass ich fragte, was an den Nächten schlimmer sei. Ich tat ihm den Gefallen, und er sah mich an, als könne er nicht begreifen, wie man so etwas fragen kann.

»Na, weil die Nächte dunkel sind. *Dunkel*, verstehen Sie? Tun Sie doch nicht so, als wüssten Sie das nicht. Tagsüber ist es hell, und nachts ist es dunkel, Herrgott, das weiß doch jedes Kind.« Er grinste, als müsse ich schon wissen, wie er das gemeint habe. Das Grinsen verebbte langsam, und Renz sah auf seine Füße. Er krallte die Zehen nach innen und fuhr sie wieder aus. Das machte er ungefähr zehnmal. Dann sagte er, es sei allerdings nicht nötig gewesen, gleich die Polizei zu rufen. Ich versicherte ihm, beim nächsten Mal würde ich mich anders verhalten.

»Eine Frau hat nach Ihnen gefragt«, sagte er. »Sie war jung. Etwa in Ihrem Alter. Gut aussehend. Sehr ... energisch.«

Ich hatte keine Ahnung, wer das sein sollte.

»Dunkelhaarig«, fügte er hinzu. »Hat geraucht. Mir fällt so was auf. Also nicht nur wegen der Zigarette. Sie roch ein wenig danach. Sprach mit leichtem Akzent. Osteuropäisch, würde ich sagen. Hat mir ihren Namen nicht genannt. Stand vor Ihrer Tür, als ich die Treppe herunterkam. Meinte, sie sei eine alte Bekannte von Ihnen. Aus Berlin. Ich habe ihr gesagt, dass Sie nicht zu Hause sind.«

»Wann war das?«

»Heute Morgen. Als Sie in der Stadt waren.«

»Woher wissen Sie, dass ich in der Stadt war?«

»Ich habe gesehen, wie Sie mit Ihren Einkäufen wieder nach Hause gekommen sind. Ich bin nicht blöd.«

Jetzt war es wieder still. Renz sah auf seine Füße. Wieder krümmte er ein paarmal die Zehen nach innen.

»Ich habe vergessen, einkaufen zu gehen. Bin einfach nicht dazu gekommen. Jetzt habe ich nichts zu essen im Haus.«

»Was brauchen Sie?«, fragte ich und stand auf.

»Ich bin kein Schnorrer.«

»Jeder kann mal was vergessen. Dann geht man zum Nachbarn und borgt sich was.«

»Waren Sie als Kind schon so groß?«

»Ich bin nicht besonders groß. Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Größer als ich sind Sie auf jeden Fall.«

»Einszweiundachtzig.«

»Einsachtundsiebzig.«

»Das ist kein großer Unterschied.«

»Ich könnte etwas Brot gebrauchen. Und, wenn es Ihnen nichts ausmacht, Käse. Käse ist gut.«

Ich ging in die Küche, holte das Brot aus dem Steingut-Topf, schnitt es in der Mitte durch und reichte es Renz, der mir aus dem Wohnzimmer nachgekommen war.

»So kann ich es nicht essen«, sagte er, »ich brauche es in Scheiben.«

»Haben Sie kein Messer?«

»Bitte.«

Ich schnitt ihm das Brot in Scheiben und gab ihm ein Stück Käse.

Nachdem Renz weg war, ging ich ins Bad und warf mir kaltes Wasser ins Gesicht. Dunkelhaarig, energisch, mit einem leichten, osteuropäischen Akzent, Berlin. Das konnte nur Maxima sein.

Es war noch früh am Abend, trotzdem waren schon fast alle Tische besetzt. Der weitläufige Raum lag im Halbdun-

kel. An den Wänden sorgten verkleidete Röhren für angenehm indirekte Beleuchtung. Von der Tür aus sah ich dem Personal beim Bedienen zu, bis Walter kam, mich am Ellenbogen berührte und mich fragte, was ich hier mache.

»Das Übliche«, sagte ich, »ich sehe mir an, wie alles so läuft.«

»Wir wären nicht überrascht gewesen, dich hier ein paar Tage nicht zu sehen.«

Walter hatte sehr dichte Augenbrauen. Schräg stehend. Das war mir schon häufiger aufgefallen. Jetzt aber waren sie zusammengefahren wie zwei sinkende Schiffe.

Ich sagte, es sei schon in Ordnung.

»Hast du nicht einen ganzen Haufen Angelegenheiten zu regeln?«

»Ist alles schon erledigt«, sagte ich.

Ich nickte ein paar Leuten zu. Walter meinte, es werde heute noch hoch hergehen, er erwarte eine Gesellschaft mit zwölf Personen und hoffe, dass der große Tisch im hinteren Bereich rechtzeitig frei werde.

»Ist doch schön, wenn es läuft«, sagte ich.

Ich ging hinter den Tresen und machte mich an der Kaffeemaschine zu schaffen, um nicht völlig nutzlos in der Gegend herumzustehen. Elena kam und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Willst du nicht ein paar Tage Pause machen?«

»Nicht nötig«, sagte ich und versuchte, ein freundliches Gesicht zu machen. »Es geht mir gut.«

»Wenn ich irgendetwas für dich tun kann ...«

»Danke.«

Ich ging ins Büro, schaltete den Computer ein, beantwortete ein paar Mails, plauderte mit Karol, dem Koch, während der irgendwas in einer Pfanne in Brand setzte, dass die

Flammen bis zum Dunstabzug hoch schossen, ließ mir dann etwas zu essen zubereiten, ging ins Kühlhaus, holte frischen Fisch und stach ein neues Fass Bier an, als es nötig war. Ich hatte das alles schon hunderte Male gemacht, und jedes Mal hätte es auch jemand anderes machen können.

Es war kurz nach elf, ich stand an einem der Tische und plauderte mit Gästen, die mir vage bekannt vorkamen, als Walter an mir vorbeiging und leise sagte, ich hätte Besuch.

Sie sah gut aus. Sie saß am Ende des Tresens, ein Glas Champagner vor sich, eine extra lange Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger ihrer rechten Hand. Sie trug schwarze Jeans und ein rotes Tanktop unter einem weißen Jackett. An den Füßen offene Schuhe. Ihre Zehennägel waren lackiert. Sie hatte die Beine übereinander geschlagen. Als ich näher kam, musste ich mich korrigieren. Sie sah nicht wirklich gut aus, sondern wirkte müde und nervös. Ihre Kleidung war abgetragen.

Als sie mich sah, drückte sie ihre Zigarette im Aschenbecher aus und musterte mich von oben bis unten. Ihre Finger zitterten, als sie sich eine neue Zigarette ansteckte. Ich setzte mich auf den Hocker neben sie.

»Läuft gut, der Laden!«, sagte sie.

»Ich kann mich nicht beklagen.«

Sie nickte. »Du hast dich noch nie beklagt. Das ist dein Problem.«

»Was kann ich für dich tun?«

Sie sah sich um. »Sehr geschmackvoll. Viel Holz. War alles nicht billig.«

Ich gab Elena ein Zeichen, mir einen Espresso zu machen.

»Ich hätte dich angerufen«, sagte Maxima, ohne mich anzusehen, »aber du stehst nicht im Telefonbuch, und dein Adjutant« – sie machte eine Kopfbewegung in Richtung von

Walter, der uns quer durch den Raum beobachtete – »wollte sie mir nicht geben.«

Lächelnd stellte Elena den Espresso vor mich hin. Ich sah ihr nach. Seit ein paar Tagen trug sie ihr Haar zu kurzen, wie Stachel vom Kopf abstehenden Zöpfchen geflochten, die eine Hälfte blond, die andere blau. Walter meinte, Kellnerinnen dürften ein wenig exotisch aussehen, solange sie gepflegt wirkten.

»Ich bin bei dir zu Hause gewesen und habe diesen Irren vor deiner Tür getroffen.«

»Renz«, sagte ich.

»Der ist wahnsinnig, ich hoffe, das weißt du. Er hat sich an deiner Tür zu schaffen gemacht, als ich die Treppe raufkam.«

»Wie meinst du das?«

»Er hat davor gekniet und etwas an dem Schloss gemacht.«

»Er ist harmlos.«

»Das werden sie dir in den Grabstein meißeln, wenn er dir nachts die Kehle durchgeschnitten hat.«

»Warum wolltest du zu mir?«

Maxima bemühte sich um ein höhnisches Auflachen, kriegte aber nur eine Karikatur hin. »Ich freue mich auch, dich zu sehen.«

»Das letzte Mal, als ich dich gesehen habe«, sagte ich, »ist es mir nicht gut ergangen.«

Wieder drückte sie die halb gerauchte Zigarette im Aschenbecher aus und zündete sich gleich eine neue an. Ihre Hände zitterten nicht mehr so stark. »Was kann ich dafür, dass du dich auf offener Straße fast abstechen lässt, nachdem du stundenlang durch mein Fenster gespannt hast.«

»Er hat mich nur am Arm verletzt.«

Für Ludwig



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Vollständige Taschenbuchausgabe 04/2007

Copyright © 2005 by Eichborn AG, Frankfurt

Copyright © 2007 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagfotografie: © Moni Port

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Übernahme des

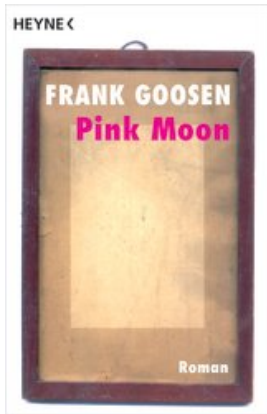
Originalumschlags nach einer Idee von Moni Port

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40474-8

www.heyne.de



Frank Goosen

Pink Moon

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40474-8

Heyne

Erscheinungstermin: März 2007

Felix genießt sein Leben als stiller Teilhaber einer Bar – bis er eines Tages an einer Straßenecke einem Mann gegenübersteht, von dem er instinktiv weiß, dass es sein tot geglaubter, unbekannter Vater ist.

Mit großer Lakonie erweist sich Frank Goosen in „Pink Moon“ als brillanter Erzähler männlicher Abgründe.



[Der Titel im Katalog](#)